Lucy Score

Things We Left Behind

LUCY SCORE

THINGS WE LEFT BEHIND

Roman

Aus dem Englischen
von Ina Streich

Forever

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

MIX
Papier
FSC FSC® C083411

Deutsche Erstausgabe bei Forever
Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
1. Auflage Dezember 2023
ISBN 978-3-95818-741-2
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023
© 2023 by Lucy Score
Published by arrangement with Bookcase Literary Agency
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel:
Things We Left Behind
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einer Vorlage von © Kari March Designs
Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*
Druck- und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für mein zwölfjähriges, siebzehnjähriges, einundzwanzigjähriges und dreißigjähriges Ich. Du warst nie, nie so schlimm, wie du immer gedacht hast. Das wird schon alles.

I
Beerdigungsburrito
Sloane

Die Hollywoodschaukel quietschte rhythmisch, als ich mich mit dem Zeh vom Holzboden der Veranda abstieß. Der Januar schob mir eiskalte Finger unter die Decke und meine Kleidung. Aber das brauchte er gar nicht, innerlich war ich schon zu Eis erstarrt.

Mir fiel der Weihnachtskranz, der an der leuchtend violetten Haustür hing, ins Auge.

Ich musste ihn abnehmen.

Ich musste wieder zur Arbeit.

Ich musste zurück nach oben und das Deo benutzen, das ich vergessen hatte.

Anscheinend musste ich einiges. Und alles fühlte sich so schwer an. Wieder rein und die Treppe hoch in mein Schlafzimmer zu gehen, war so, als müsste ich den Mount Everest besteigen.

Sorry, Knockemout. Musst du wohl mal mit einer müffelnden Bibliothekarin klarkommen.

Ich sog die schneidende Luft ein. Komisch, dass ich mich selbst an so was Automatisches wie Atmen erinnern musste. Trauer legt sich einfach über alles, auch wenn sie absehbar ist.

Ich hob die Tasse meines Dad mit der Aufschrift *TRÄNEN DER GEGENSEITE* und stärkte mich mit einem Schluck Wein zum Frühstück.

Den Rest des Tages würde ich im unerträglich warmen *Knock'Em Stiff*

verbringen, Knockemouts Bestattungsinstitut mit dem pietätlosen Namen. Dort drin fiel die Temperatur nie unter vierundzwanzig Grad, damit die zumeist älteren Besucher nicht froren.

Ich atmete eine silbrige Wolke aus. Als sie sich aufgelöst hatte, fiel mein Blick auf das Haus nebenan.

Ein unscheinbares zweigeschossiges beiges Gebäude mit zweckmäßiger Gartengestaltung.

Zugegebenermaßen sahen die meisten Häuser, verglichen mit meinem skurrilen viktorianischen Haus mit Rundumveranda und dem auffälligen Türmchen, ziemlich langweilig aus. Und dadurch, dass das Haus dort drüben so verlassen war, wurde der Kontrast umso größer. Seit über zehn Jahren sah ich lediglich ab und an eine Truppe, die den Garten in Schuss hielt, und manchmal kam der unausstehliche Eigentümer zu Besuch.

Ich fragte mich, warum er es nicht einfach verkauft oder abgefackelt hatte.

Meine Haustür ging auf, und meine Mutter trat heraus.

Für mich war Karen Walton schon immer wunderschön gewesen. Selbst heute, selbst in Trauer, sah sie hübsch aus.

»Was meinst du? Zu viel?« Langsam drehte sie sich in ihrem neuen kleinen Schwarzen im Kreis. Es hatte einen U-Boot-Ausschnitt, lange Ärmel und einen schwingenden, funkelnden Tüllrock. Ihr glatter blonder Bob wurde von einem Samtband zusammengehalten.

Vor ein paar Tagen war meine Freundin Lina mit uns Beerdigungsoutfits shoppen gegangen. Mein Kleid war kurz, aus figurbetontem tiefschwarzem Strick mit versteckten Rocktaschen. Es war wunderschön, und ich würde es nie wieder anziehen.

»Du siehst toll aus«, versicherte ich ihr und hob einladend die Decke hoch.

Sie setzte sich und tätschelte mir das Knie.

Die Hollywoodschaukel war schon immer wichtig für unsere Familie gewesen. Hier hatten wir nach der Schule gesessen, Snacks gegessen und geredet. Meine Eltern hatten sich das ganze Jahr über einmal die Woche

zur Happy Hour auf der Schaukel getroffen. Wenn zu Thanksgiving der Abwasch erledigt war, machten wir es uns hier alle mit unserem Lieblingsbuch und einer kuscheligen Decke gemütlich.

Als meine Eltern vor zwei Jahren nach Washington gezogen waren, um näher bei Dads Ärzten zu sein, hatte ich das alberne Ungetüm von Haus in Olivgrün, Violett und Dunkelblau geerbt. Ich hatte es schon immer geliebt. An keinem anderen Ort auf der Welt würde ich mich jemals zu Hause fühlen. In Momenten wie diesem wurde mir allerdings bewusst, dass unsere Familie statt größer kleiner wurde.

Mom seufzte. »So ein Mist.«

»Wenigstens sehen wir bei dem Mist gut aus.«

»So sind wir Waltons eben.«

Die Tür ging wieder auf, und meine Schwester Maeve gesellte sich zu uns. Sie trug einen schlichten schwarzen Hosenanzug mit Wollmantel und hielt eine dampfende Tasse Tee in der Hand. Sie sah wie immer hübsch aus, aber müde. Ich nahm mir vor, sie mir nach der Beerdigung vorzuknöpfen, um rauszufinden, was mit ihr los war.

»Wo ist Chloe?«, fragte Mom.

Maeve verdrehte die Augen. »Sie kann sich nicht zwischen zwei Outfits entscheiden.«

Maeve quetschte sich neben unserer Mutter auf das Polster.

Meine Nichte war Fashionista erster Güte. Soweit das für eine Zwölfjährige mit begrenztem Taschengeld im ländlichen Virginia möglich war.

Wir schaukelten eine Weile schweigend.

»Wisst ihr noch, wie euer Vater den Weihnachtsbaum gekauft hat, der so breit war, dass er nicht durch die Tür gepasst hat?« Mom lächelte.

»So fing das mit dem Verandaweihnachtsbaum an«, erinnerte sich Maeve.

Das versetzte mir einen Stich. Dieses Weihnachten hatte ich keinen Baum auf der Veranda aufgestellt. Im Haus auch nicht. Ich hatte lediglich bei der Spendengala in Chloes Schule den inzwischen vertrockneten Kranz gekauft. Der Krebs hatte alle Pläne in unserer Familie durchkreuzt.

Das würde ich nächstes Weihnachten wiedergutmachen, beschloss ich. Wir würden alle zusammen feiern und fröhlich sein.

Das hatte Dad sich so gewünscht. Er wollte, dass das Leben für uns weiterginge, auch wenn wir ihn schrecklich vermissten.

»Euer Vater war immer für die motivierenden Ansprachen zuständig. Jetzt werde ich das übernehmen. Das habe ich ihm versprochen. Also, wir fahren jetzt zu dem Bestattungsinstitut und verschaffen ihm die schönste Beerdigung, die diese Stadt je gesehen hat. Wir werden lachen und weinen und uns darauf besinnen, was für ein Glück wir hatten, dass er überhaupt so lange bei uns war.«

Maeve und ich nickten, uns kamen jetzt schon die Tränen. Ich blinzelte sie fort. Das Letzte, was meine Mom und meine Schwester brauchten, war eine Heulattacke meinerseits.

»Kriege ich ein ›Ja, verdammt‹?«, fragte Mom.

»Ja, verdammt«, erwiderten wir mit zitternden Stimmen.

Mom sah uns eine nach der anderen an. »Das war erbärmlich.«

»Tut mir wirklich leid, dass wir uns so wenig für Dads Beerdigung begeistern können«, gab ich trocken zurück.

Mom griff in ihre Rocktasche und zog einen Flachmann aus rosa Edelstahl heraus. »Das hier hilft vielleicht.«

»Es ist neun Uhr zweiunddreißig«, sagte Maeve.

»Ich trinke eh schon.« Ich hielt meine Tasse hoch.

Mom reichte meiner Schwester den Flachmann. »Wie euer Vater immer so schön sagte: ›Wenn wir den ganzen Tag saufen wollen, müssen wir langsam mal anfangen.‹«

Maeve seufzte. »Na schön. Aber wenn wir jetzt anfangen zu trinken, sollten wir lieber nicht selbst fahren.«

»Darauf trinke ich«, stimmte ich zu.

»Prost, Dad.« Maeve nahm einen Schluck und verzog das Gesicht.

Sie gab Mom den Flachmann zurück, und die prostete uns stumm damit zu.

Die Tür flog wieder auf, und Chloe stürmte auf die Veranda. Meine Nichte war mit einer gemusterten Strumpfhose, lila Satin-Shorts und ei-

nem gerippten Rollkragenoberteil bekleidet. Die dunklen Haare hatte sie zu zwei Knoten auf dem Kopf frisiert. Chloes Lider zierte ein dunkles Lila. »Glaubst du, das lenkt zu viel Aufmerksamkeit von Opa ab?« Sie warf sich mit in die Hüften gestemmten Händen in Pose.

»Um Himmels willen«, murmelte meine Schwester und schnappte sich wieder den Flachmann.

»Siehst wunderschön aus, meine Süße.« Mom lächelte ihr einziges Enkelkind an.

Chloe vollführte eine Pirouette. »Danke, ich weiß.«

Die pummelige, missmutige Katze, die ich mitsamt dem Haus geerbt hatte, schlich sich auf die Veranda. Dieser halbwilde Flohsack war auf den herrschaftlichen Namen Lady Mildred Meowington getauft worden. Mit der Zeit war daraus Milly Meow Meow geworden. Wenn ich sie zum achtzehnten Mal am Tag mahnte, nicht am Sofa zu kratzen, beließ ich es inzwischen bei Meow Meow oder einfach »Hey, Arschloch«.

»Geh rein, Meow Meow, sonst musst du den ganzen Tag hier draußen bleiben«, warnte ich sie.

Die Katze zeigte keine Reaktion. Stattdessen rieb sie sich an Chloes schwarzer Strumpfhose, setzte sich vor sie hin und widmete sich in aller Ruhe ihrem Katzenpoloch.

»Na lecker«, kommentierte Maeve.

»Toll. Und wie krieg ich die Haare jetzt wieder weg?«, meckerte Chloe.

»Ich hol die Fusselrolle.« Ich stand von der Schaukel auf und tippte die Katze mit dem Fuß an, bis sie sich auf den Rücken rollte und ihren dicken Bauch präsentierte. »Noch jemand Wein?«

»Ihr kennt den Spruch.« Mom zog meine Schwester auf die Füße. »Chardonnay ist die wichtigste Mahlzeit des Tages.«

• • •

Der wohlig-warme Schwips begann nach ungefähr zwei Stunden zu schwinden. Ich wollte nicht hier sein, in diesem Raum mit seiner düste-

ren Pfauenmustertapete vor einer Urne aus Edelstahl Beileidsbekundungen entgegennehmen und mir Geschichten darüber anhören, was für ein großartiger Mann Simon Walton doch war.

Es würde keine neuen Geschichten mehr geben, wurde mir bewusst. Mein lieber, kluger, gutherziger, zerstreuter Vater war nicht mehr da.

»Ich weiß gar nicht, was wir ohne Onkel Simon machen sollen.« Meine Cousine Nessa hatte ein pausbäckiges Baby auf der Hüfte sitzen, während ihr Mann den Dreijährigen in Schach hielt, der eine Fliege um den Hals trug. Mein Dad hatte auch immer Fliegen getragen. »Er und deine Mom sind einmal im Monat zu uns gekommen, damit Will und ich ausgehen konnten.«

»Er hat gern Zeit mit euren Kindern verbracht«, versicherte ich ihr.

Meine Eltern hatten nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass sie sich eine große Familie wünschten. Deshalb hatten sie auch ein geräumiges viktorianisches Haus mit achtzehn Zimmern gekauft, in dessen riesigem Esszimmer zwanzig Leute Platz hatten. Maeve hatte pflichtbewusst ein Enkelkind in die Welt gesetzt, aber eine Scheidung und ihre äußerst erfolgreiche Karriere als Juristin hatten ein zweites vorerst unmöglich gemacht.

Und dann war da noch ich. Ich war leitende Bibliothekarin der besten öffentlichen Bücherei weit und breit, rackerte mich ab, um unseren Bestand zu vergrößern und die Angebote zu verbessern. Hochzeit und Kindern war ich nicht näher als mit dreißig. Und das war auch schon eine ganze Weile her.

Nessas Baby machte mit der Zunge Geräusche und sah mich überaus selbstgefällig an.

»Oh-oh«, sagte meine Cousine.

Ich folgte ihrem Blick zu dem Kleinkind, das seinem Vater zu entwischen versuchte, indem es im Kreis um den Urnensockel herumrannte.

»Halt mal.« Nessa gab mir das Baby. »Mama muss schnell und unauffällig ein Unglück verhindern.«

»Weißt du, was?«, sagte ich zu dem Baby, »meinem Dad würde es be-

stimmt gefallen, wenn dein Bruder aus Versehen seine Asche verschüttet. Er würde sich kaputtlachen.«

Das Baby schaute mich aus den größten blauesten Augen an, die ich je gesehen hatte. Der spärliche blonde Flaum auf dem Kopf war fein säuberlich mit einer frechen rosa Schleife gebunden. Das Kind streckte ein sabberfeuchtes Händchen aus und fuhr mir mit dem Finger über die Wange.

Das zahnlose Lächeln überraschte mich genauso wie das fröhliche Glucksen, das irgendwo aus dem runden Bäuchlein kam. Ein überschäumendes Glücksgefühl stieg in mir auf.

»Krise abgewendet.« Nessa war zurück. »Oooh, sie mag dich!«

Meine Cousine nahm mir ihre Tochter wieder ab, und mich wunderte, wie schnell ich das warme Etwas auf meinem Arm vermisste. Leicht benebelt sah ich der kleinen Familie nach, die sich auf meine Mutter und meine Schwester zubewegte.

Ich hatte gehört, wie Schnuppern an einem Babyköpfchen die biologische Uhr zum Ticken bringen konnte, aber dass dieser Countdown bei einer Beerdigung losging?

Natürlich wollte ich eine Familie haben. Ich hatte immer gedacht, das würde sich schon fügen … nach dem College, als ich meinen ersten Job hatte, oder mit meinem Traumjob in meiner Heimatstadt, dann nach dem Umzug der Bibliothek in das neue Gebäude.

Ich wurde auch nicht jünger. Wenn ich eine eigene Familie wollte, dann musste ich mich jetzt darum kümmern.

Shit.

Evolutionsbedingte Instinkte übernahmen das Ruder, und ich fasste Bud Nickelbee ins Auge, der mir gerade sein Beileid aussprach. Bud, die Bohnenstange, trug immer Latzhosen. Weil ich selbst Brillenträgerin war, störte mich sein John-Lennon-Gestell nicht. Aber sein langer grauer Pferdeschwanz und sein Plan, später einmal in aller Abgeschiedenheit in Montana zu leben – das war ein echtes No-Go.

Ich brauchte einen Mann, der jung genug war, sich mit mir durch das

Babyalter zu quälen. Und das am besten hier, mit einer vernünftigen Infrastruktur in der Nähe.

Das Thema biologische Uhr wurde von Knox und Naomi Morgan in den Hintergrund gedrängt. Der bärtige Bad Boy von Knockemout hatte sich letztes Jahr Hals über Kopf in Naomi verliebt, als sie hier aufgetaucht war. Es war die Lovestory schlechthin.

Apropos evolutionsbedingte Instinkte, der grummelige Knox im Anzug – mit leicht schiefer Krawatte, als wäre es ihm einfach zu blöd, sie richtig zu binden – war eindeutig vaterschaftstauglich. Sein breitschultriger Bruder Nash in kompletter Polizeiuniform stand hinter ihm und hielt besitzergreifend die Hand seiner Verlobten, der wunderschönen und stylishen Lina. Beide Männer wären erstklassige Samenspender.

Ich konzentrierte mich. »Danke, dass ihr da seid.«

Naomi sah in ihrem dunkelblauen Wollkleid sehr weiblich aus, ihr brünettes Haar lag in schwungvollen Wellen. Als wir uns umarmten, roch es entfernt nach Möbelpolitur. Immer, wenn Naomi gestresst, gelangweilt oder fröhlich war, putzte sie. Das war ihre Liebessprache.

»Das mit Simon tut uns leid. Er war so ein toller Mensch«, sagte sie. »Ich bin froh, dass ich ihn Thanksgiving kennengelernt habe.«

»Ich auch.«

Das war die letzte offizielle Feier bei den Waltons gewesen. Das Haus war aus allen Nähten geplatzt, so viele Freunde und Familie waren da gewesen. Und Essen. Unfassbar viel Essen.

Ich musste mich zusammenreißen, um nicht loszuheulen. Es hörte sich an, als hätte ich einen Schluckauf, als ich mich von Naomi löste.

»Sorry, zu viel Wein zum Frühstück«, meinte ich leichthin.

Unsere Freundin Lina in ihrem sexy Hosenanzug und den beneidenswerten Stilettos trat vor. Sie sah mich voller Mitleid an und umarmte mich unbeholfen. Lina stand nicht gerade auf Körperkontakt, außer bei Nash. Daher wusste ich die Geste umso mehr zu schätzen.

»Das ist echt scheiße«, flüsterte sie und ließ mich wieder los.

»Ja. Da hast du recht.« Ich räusperte mich und schluckte die Tränen

runter. Wut konnte ich. Wut war einfach, sauber, sogar machtvoll. Die komplizierteren Gefühle teilte ich einfach nicht so gern mit anderen.

Lina trat zurück und schlüpfte unter Nashs Arm. »Was machst du nach dem ganzen Rummel hier?«

Ich wusste genau, warum sie das fragte. Die beiden wären für mich da, wenn ich sie darum bat. Ach was, selbst wenn ich nicht darum bat.

»Mom ist über Nacht mit ein paar Freundinnen in einem Wellnesshotel, und Maeve hat die Gäste von außerhalb zu einem Familienessen eingeladen.« Das stimmte. Es kamen wirklich Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen zu Besuch. Aber ich hatte mir fest vorgenommen, eine Migräne vorzuschützen und mich zu Hause so richtig in meiner Trauer zu suhlen.

»Lass uns uns bald mal treffen. Aber nicht bei der Arbeit«, fügte Naomi streng hinzu. »Nimm dir so lange wie nötig frei.«

»Ja. Mach ich. Danke.«

Meine Freundinnen gingen weiter in Richtung meiner Mom und ließen ihre zukünftigen Baby-Daddys bei mir stehen.

»Echt beschissen, der ganze Scheiß«, brummte Knox und nahm mich in den Arm.

Ich lächelte an seiner Brust. »Kannst du laut sagen.«

»Wenn du irgendwas brauchst, Sloaney Baloney.« Nash umarmte mich ebenfalls. Er musste den Satz gar nicht beenden. Wir waren zusammen aufgewachsen. Ich wusste, dass ich mich immer auf ihn verlassen konnte. Genauso wie auf Knox, auch wenn der das nicht aussprach. Er würde einfach auftauchen, mit grimmiger Miene irgendwas Nettes für mich tun und dann sauer werden, wenn ich mich bedanken wollte.

»Danke, Leute.«

Nash trat zurück und ließ den Blick über die Menge schweifen, die aus dem Saal ins Foyer strömte. Selbst bei einer Beerdigung achtete unser Polizeichef wie ein Hütehund auf die Sicherheit seiner Herde. »Wir haben nie vergessen, was dein Dad für Lucian getan hat.«

Ich verkrampfte mich. Immer, wenn jemand seinen Namen aus-

sprach, klingelte es in meinem Kopf, als hätte der Name irgendwas zu bedeuten. Aber das tat er nicht. Nicht mehr.

»Na ja, Dad hat in seinem Leben einer Menge Menschen geholfen«, sagte ich verlegen.

Das stimmte. Simon Walton hatte als Anwalt, Coach, Mentor und Vater viel Gutes getan. Wenn ich darüber nachdachte, waren er und seine Vollkommenheit wahrscheinlich auch der Grund für mein bislang ehe- und babyloses Dasein. Wie sollte ich auch einen Lebenspartner finden, wenn niemand an das heranreichen konnte, was meine Eltern miteinander gehabt hatten?

»Wenn man vom Teufel spricht«, raunte Knox.

Wir richteten alle den Blick auf den hinteren Eingang, der durch den düster dreinblickenden Mann in einem sauteuren Anzug plötzlich geschrumpft wirkte.

Lucian Rollins. Seine Freunde nannten ihn Luce oder Lucy, aber derer gab es nicht viele. Ich und seine zahlreichen anderen Feinde nannten ihn Luzifer.

Ich *hasste* es, wie mein Körper auf den Mann reagierte, wann immer er einen Raum betrat. Dieses Kribbeln, als würden meine Nerven zeitgleich die gleiche Botschaft empfangen.

Mit dem angeborenen biologischen Mechanismus, der vor einer drohenden Gefahr warnte, konnte ich umgehen. Nicht umgehen konnte ich allerdings damit, wie sich das Kribbeln augenblicklich in ein warmes, glückseliges *Ach, da bist du ja* verwandelte, als hätte ich mit angehaltenem Atem auf ihn gewartet.

Ich hielt mich eigentlich für eine offene, tolerante und einigermaßen reife Erwachsene. Aber Lucian konnte ich nicht ertragen. Seine bloße Existenz triggerte mich. Genau das wurde mir jedes Mal bewusst, wenn er irgendwo auftauchte, als hätte ihn irgendein blöder, verzweifelter Anteil in mir heraufbeschworen. Bis mir einfiel, dass er nicht mehr der hübsche, verwegene Junge aus meinen jugendlichen Bücherwurmfantasien war.

An seine Stelle war ein kühler, erbarmungsloser Mann getreten, der mich ebenso sehr hasste wie ich ihn.

Unsere Blicke trafen sich. Da waren Vertrautheit und Unbehagen.

Wie seltsam, ein Geheimnis mit dem Jungen zu teilen, den ich einmal geliebt hatte, und es nun mit dem Mann zu teilen, den ich nicht ausstehen konnte.

Er bahnte sich einen Weg durch die Menge, seine Macht und sein Reichtum waren offenbar.

Aber er kam nicht zu mir. Er ging direkt zu meiner Mutter.

»Mein lieber Junge.« Mom breitete die Arme aus, und Lucian drückte sie mit beunruhigender Vertrautheit an sich.

Ihr lieber Junge? Lucian war ein vierzigjähriger Größenwahnsinniger.

Die Morgan-Brüder gesellten sich zu ihrem Freund und meiner Mom.

»Wie geht's denn, Sloane?« Mrs Tweedy, Nashs ältere und fitnessverrückte Nachbarin, trat vor. Sie trug einen schwarzen Velours-Trainingsanzug und ein schickes Stirnband.

»Mir geht's ganz gut. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.« Ich schüttelte ihre schwielige Hand.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Mom sich aus Lucians Umarmung löste. »Ich kann dir gar nicht genug danken für das, was du für Simon getan hast. Für mich. Für unsere Familie«, sagte sie unter Tränen.

Ähm, wie bitte?

Mein Gott, wie schön er war. Wie von den Göttern geschaffen. Was für umwerfend schöne Dämonenbabys er zeugen würde.

Nein. Nein. Ganz bestimmt nicht. Lucian Rollins war bestimmt kein potenzieller Fortpflanzungspartner für mich.

Ich verrenkte mir den Hals, um meine Mutter und Lucian zu belauschen.

»Ich stehe in eurer Schuld«, sagte er mit belegter Stimme.

Worüber zum Teufel redeten die da? Klar, meine Eltern und Lucian hatten sich nahegestanden, als er der missratene Teenie von nebenan ge-

wesen war. Aber das hier schien sich auf etwas zu beziehen, das neueren Datums war. Warum wusste ich nichts davon?

Vor meinem Gesicht schnippte jemand mit den Fingern und riss mich aus den Gedanken.

»Alles gut bei dir, Kleines? Du siehst blass aus. Willst du was essen? Ich hab einen Proteinriegel und einen Flachmann dabei.« Mrs Tweedy wühlte in ihrer Sporttasche.

»Alles in Ordnung, Sloane?« Mom und Lucian sahen mich an.

»Alles gut«, versicherte ich ihr eilig.

»Sie war wie weggetreten«, petzte Mrs Tweedy.

»Wirklich, mir geht's gut«, beharrte ich und mied Lucians Blick.

»Du stehst hier seit über zwei Stunden. Geh doch mal an die frische Luft«, schlug Mom vor. Ich wollte gerade anmerken, dass sie genauso lange hier gestanden hatte wie ich, als sie sich an Lucian wandte. »Wärst du so nett, sie zu begleiten?«

Er nickte und stand plötzlich direkt neben mir. »Ich komme mit.«

»Nicht nötig.« Erschrocken machte ich einen Schritt zurück. Ein großer Aufsteller mit Trauergebinde versperrte mir den Fluchtweg. Ich stieß mit dem Po dagegen, und die Blumen der Feuerwehr von Knockemout gerieten ins Wanken.

Lucian verhinderte, dass der Kranz umfiel, und legte mir seine große warme Hand auf den unteren Rücken. Es war, als würde mir ein Blitz in die Wirbelsäule fahren.

Es war keine bewusste Entscheidung von mir, mich von ihm aus dem brütend heißen Raum führen zu lassen, aber so war es eben, ich gehorchte ihm wie ein gut erzogener Golden Retriever.

Naomi und Lina sahen mich besorgt an.

Lucian brachte mich zur Garderobe, und keine Minute später stand ich vor dem Bestattungsinstitut auf dem Bürgersteig, kein Gedränge und kein Stimmengewirr mehr. Ein düsterer, winterlicher Mittwoch. In der Kälte beschlug meine Brille sofort.

»Hier.« Genervt hielt Lucian mir einen Mantel hin.

Er war groß, dunkel und böse.

Ich war klein, schön und stark.

»Gehört mir nicht«, erwiderte ich.

»Aber mir. Zieh ihn an, sonst erfrierst du noch.«

»Wenn ich ihn anziehe, verschwindest du dann?«

Ich wollte allein sein. Durchatmen. Hoch in die Wolken schauen und meinem Vater sagen, dass er mir fehlte und dass ich mich, sollte es schneien, hinlegen und Schnee-Engel für ihn machen würde.

»Nein.« Er nahm die Sache in die Hand und legte mir den Mantel um die Schultern.

Er war aus dicker Wolle, vielleicht Kaschmir, mit einem seidig glänzenden Futter. Schwer. Sexy. Er hing an mir wie eine Gewichtsdecke. Und roch … Himmlisch war nicht das richtige Wort. Herrlich gefährlich. Der Duft dieses Mannes war ein Aphrodisiakum.

»Hast du heute schon was gegessen?«

Ich blinzelte. »Was?«

»Ob du heute schon was gegessen hast?« Ungeduldig betonte er jedes Wort.

»Nicht in diesem Ton, Luzifer«, sagte ich, allerdings mit weniger Wut als sonst.

»Also nicht.«

»Entschuldige bitte, dass wir Whiskey und Wein zum Frühstück hatten.«

»Mein Gott«, murmelte er und griff nach mir.

Statt einen Satz nach hinten zu machen oder ihm einen Schlag gegen den Hals zu verpassen, blieb ich verdattert stehen. War das ein ungeschickter Versuch, mich zu umarmen? Oder wollte er mich betatschen?

»Was machst du da?«, quietschte ich.

»Stillhalten«, befahl er. Seine Hände verschwanden in den Manteltaschen.

Er war genau dreißig Zentimeter größer als ich. Das wusste ich, weil wir uns mal gemessen hatten. Die Bleistiftmarkierung war immer noch am Türrahmen in meiner Küche zu sehen. Teil der Geschichte, die wir beide zu leugnen vorgaben.

Er holte eine einzelne Zigarette und ein elegantes silbernes Feuerzeug hervor.

Nicht mal schlechte Angewohnheiten hatten Lucian Rollins unter Kontrolle. Der Mann gestattete sich eine einzige Zigarette pro Tag. Wie nervig.

»Sicher, dass du jetzt schon deine einzige Raucherpause machen willst? Ist ja noch nicht mal Mittag.«

Er starrte mich schweigend an, zündete die Zigarette an, steckte das Feuerzeug wieder ein und nahm sein Handy. Seine Daumen flogen über das Display, dann schob er das Gerät wieder in die Tasche. Er riss die Zigarette aus dem Mund und atmete den blauen Rauch aus, ohne mich aus den Augen zu lassen.

»Ich brauch keinen Babysitter. Du hast dich blicken lassen, jetzt kannst du wieder gehen. Hast sicher Wichtigeres zu tun, als an einem Mittwoch in Knockemout rumzuhängen.«

Er musterte mich über seine Zigarette hinweg und schwieg weiterhin. Wie immer schien er fasziniert und abgestoßen. So wie ich, wenn ich die Schnecken in meinem Garten beobachtete.

Ich verschränkte die Arme. »Na schön. Wenn du unbedingt bleiben willst, warum hat meine Mom gesagt, sie schuldet dir was?«

Er betrachtete mich weiter schweigend.

»Lucian.«

»Sloane.« Mein Name klang rau, wie eine Warnung. Und obwohl mir die Kälte den Rücken raufkroch, spürte ich etwas Warmes und Gefährliches in mir erwachen.

»Musst du immer so ätzend sein?«, fragte ich.

»Ich will mich heute nicht mit dir streiten. Nicht hier.«

Sofort schossen mir heiße Tränen in die Augen. Wie demütigend.

»Es werden keine neuen Geschichten mehr dazukommen«, murmelte ich.

»Was?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts.«

»Du sagtest, es werden keine neuen Geschichten mehr dazukommen«, hakte er nach.

»Hab nur Selbstgespräche geführt. Ich werde nie wieder eine neue Erinnerung an meinen Dad haben.« Es war mir so peinlich, wie mir die Stimme brach.

»*Fuck*«, brummte Lucian. »Setz dich.«

Ich war so sehr damit beschäftigt, meine Tränen vor meinem schlimmsten Feind zu verbergen, dass ich kaum registrierte, wie unsanft er mich auf den Bordstein drückte. Wieder durchsuchte er die Manteltaschen und hielt mir ein Taschentuch vors Gesicht.

Ich zögerte.

»Wenn du dir mit meinem Mantel die Nase putzt, musst du mir einen neuen kaufen, und das kannst du dir nicht leisten«, warnte er.

Ich riss ihm das Taschentuch aus der Hand.

Er setzte sich neben mich, wobei er darauf achtete, mehrere Zentimeter zwischen uns Platz zu lassen.

Wir schwiegen, und ich gab mir Mühe, mich wieder unter Kontrolle zu bekommen.

»Du hättest mich auch mit einem netten normalen Streit ablenken können«, beschwerte ich mich.

Seufzend stieß er noch eine Rauchwolke aus. »Also gut. Es war bescheuert und selbstsüchtig von dir, heute Morgen nichts zu essen. Jetzt macht sich deine Mutter dadrin Sorgen um dich, was einen ohnehin schlimmen Tag für sie noch schlimmer macht. Deine Schwester und deine Freunde machen sich ebenfalls Sorgen um dich. Jetzt passe ich hier draußen auf, dass du nicht umkippst, damit sie weiter trauern können.«

Ich setzte mich gerade hin. »Vielen Dank für deine *Anteilnahme*.«

»Du hast heute nur eine Aufgabe. Deine Mutter zu stützen. Für sie da zu sein. Ihre Trauer zu teilen. Tu, was auch immer *sie* heute braucht. Du hast deinen Dad verloren, aber sie ihren Mann. Du kannst später noch trauern. Aber heute geht es um sie.«

»Du bist so ein Arsch, Luzifer.« Ein scharfsinniger Arsch, der gar nicht mal so unrecht hatte.

»Reiß dich zusammen, Pixie.«

Der alte Spitzname brachte das Fass zum Überlaufen. Ich war voller Zorn. »Du bist so ein arroganter, besserwisserischer …«

Ein verbeulter Pick-up mit *Knockemout Diner*-Aufklebern an den Türen bremste mit quietschenden Reifen direkt vor uns, und Lucian gab mir seine Zigarette.

Er stand auf, als das Seitenfenster runtergelassen wurde.

»Bitte sehr, Mr Rollins.« Bean Taylor, der dürre, hektische Geschäftsführer des Diners, beugte sich aus dem Auto und reichte Lucian eine Papiertüte. Bean aß ununterbrochen frittierte Diner-Leckereien, ohne je ein Gramm zuzunehmen. Sobald er einen Salat anrührte, wurde er dick.

Lucian gab Bean einen Fünfzig-Dollar-Schein. »Stimmt so.«

»Danke, Mann! Tut mir echt leid mit deinem Dad, Sloane«, rief der durchs Fenster.

Ich lächelte schwach. »Danke, Bean.«

»Muss wieder los. Meine Frau schmeißt gerade den Laden, der brennen immer die Hash Browns an.«

Er fuhr davon, und Lucian legte mir die Tüte in den Schoß.

»Iss.«

Dann drehte er sich um und ging wieder in das Beerdigungsinstitut.

»Dann behalte ich den Mantel eben«, rief ich ihm hinterher.

Ich sah ihm nach, und als ich sicher war, dass er verschwunden war, öffnete ich die Tüte und fand in Alufolie verpackt meinen Lieblings-Frühstücksburrito vor. Der Diner lieferte eigentlich nicht aus. Und Lucian hätte eigentlich nicht wissen dürfen, was ich am liebsten zum Frühstück aß.

»Zum Aus-der-Haut-Fahren«, murmelte ich und hielt mir kurz den Filter der Zigarette an die Lippen, sodass ich ihn beinahe schmecken konnte.